

I

Philipp – In den Ferien

Unbestritten ist, dass bei Kindern bestimmte Persönlichkeitsmerkmale überzufällig häufig mit Delinquenz im Allgemeinen und Gewaltdelinquenz im Besonderen verknüpft sind. Zu ihnen gehören Impulsivität, Risikobereitschaft, sensationsuchendes Verhalten, reduzierte Empathiefähigkeit und Extraversion. Von großer Bedeutung sind ferner soziale Einflüsse wie niedriger sozioökonomischer Status, Vernachlässigung, Alkoholismus und/oder Drogenkonsum in der Familie, körperliche und/oder sexuelle Misshandlung. [1]

ICH LIEBE DIESE heißen Tage im Sommer, wenn die Zeit der intensiven Augustregen noch nicht gekommen, nichts von der drohenden Schwüle der sich dann rasch anbahnenden Gewitter zu bemerken ist und die Sonne am Horizont so hoch steht, dass die umliegenden Bäume zur Mittagszeit einen tiefschwarzen Schatten zu ihren Wurzeln hinabwerfen, der in seiner gefräßigen Finsternis mitten am Tag augenblicklich alles verschwinden lässt, was er in sich aufnimmt. Dann gebe ich mich an jenen Ort, der in meiner Kindheit ein ganz besonderer war. Er war nie ein besonders schöner oder gar einer, an den ich mich noch heute gerne erinnere, aber doch einer, der mit mir und meinem weiteren Leben schicksalhaft verbunden ist. Er ist einer jener Plätze, die man entweder unbewusst aufsucht, weil sie einen mehr anziehen, als man bewusst wahrnimmt, oder in meinem Fall einer jener, die man aufsuchen muss, weil sie zutiefst mit Erlebtem und Erfahrenem verknüpft sind, sodass man ihnen nicht entkommt. Wenn ich es zudem schaffe, zu mir selbst ganz offen und ehrlich zu sein, dann muss ich mir

eingestehen, dass dieser, für andere bloß schöne und vielleicht liebliche Ort, sich für mich mit der Zeit in einen durch und durch schrecklichen verwandelte, dem ich mich nun schon lange mit all seiner Bitterkeit stellen muss.

Lange habe ich ihn gemieden, habe mich angestrengt ferngehalten von ihm, habe ihn ignoriert, wie ich nur konnte. So, als würde er nicht existieren, ganz so, als hätte es ihn nie gegeben, damals nicht und auch heute. Doch das Leugnen dieses Ortes und der damit untrennbar verbundenen Tat brachte mich nicht weiter, brachte mir im Gegenteil oft eine quälende Düsternis in meine Gedanken und ließ mich als sehr fröhliches und offenherziges Kind, das ich einmal war, mehr und mehr verstummen. Und ich ahnte, beziehungsweise wusste damals bereits, dass ich mich diesem Platz, dem eigentlichen Geschehen und damit letztlich meinem inneren Selbst stellen muss, damit ich nicht gänzlich verkomme und ich die mich immer noch peinigenden Alpträume meiner späteren Jugend endlich würde ablegen können. Denn rasch und äußerst erfolgreich hatte eine undurchdringliche, alles zudeckende Finsternis die entsetzlichen Abgründe meines ehemals noch kindlichen Tuns zugedeckt, und es war später unsagbar schwer, hinabzusteigen in die Tiefen des gänzlich Verschütteten, um dieses in mühsamer Kleinarbeit Stück für Stück wieder freizulegen und erste Klarheit darüber zu gewinnen, was zu dieser Zeit tatsächlich geschehen war.

Um an jenen, bei vielen Alteingesessenen unter den Spaziergängern besonders an den langen Wochenenden beliebten Ort zu gelangen, der äußerst idyllisch auf einer kleinen, im Hinterland bewaldeten Anhöhe im Süden dieser Kleinstadt, inmitten von sehr viel Nichts, liegt, bedarf es eines einfachen Fußmarsches, der zwar einen richtigen Ausflug nicht auszufüllen, einem Vormittag aber doch die eine oder andere Stunde zu stehlen vermag. In der Zeit, als wir noch Kinder und später zu aufmüpfigen Jugendlichen herangewachsen waren, konnte man diesen Platz von unten gut erkennen. Einen zweiten oder gar dritten

Hügel gab es in dieser Himmelsrichtung nicht. Eine Verwechslung mit anderen, ähnlichen Plätzen war somit so gut wie ausgeschlossen. Man musste bloß des Mittags zur Sonne aufschauen und schon streifte man ganz automatisch jenen Punkt, der sich oben, in der beglätzten Mitte der im Westen sanft ansteigenden Erhebung, deutlich abzeichnete. Zu Füßen dieser Anhöhe lagen in den Ausläufern kleinerer Gräben einst Wiesen und Felder, die von den Bauern der Umgebung intensiv bewirtschaftet wurden und deshalb nicht immer dazu einluden, durch sie hindurch den kürzest vorstellbaren Weg zu nehmen. Auf den Wiesen stand im Sommer das Vieh, das einem rasch die Idee nahm, die vorstellbare Ideallinie anzustreben. Stattliche und durchaus wehrhafte Kühe mit ihren jungen Kälbern schauten uns finster und sehr bestimmt entgegen, wenn wir, an einem der Zäune angekommen, den Eindruck hinterließen, in ihr Revier eindringen zu wollen, was wir dann zumeist lieber unterließen. Die Felder hingegen waren während der Sommermonate in dichten Reihen mit dem bereits hochstehenden Getreide bewachsen, das von Jahr zu Jahr mal höher, mal weniger hoch auftrug, und einem im Sommer ein Durchkommen nicht ermöglichte, ohne beträchtlichen Schaden an der Ackerkultur anzurichten, der aufgrund seines zu Boden getretenen Musters uns Kinder wohl allzu leicht verraten hätte.

Heute allerdings stehen dort, wo einst das Vieh friedlich weidete, dicht an dicht angelegte, parallel verlaufende Reihenhauszeilen, die den freien Blick auf das damals nach drei Seiten weit geöffnete Land einschränken. Mit ihren dazwischenliegenden Carports und Garagen, den Pools und Trampolinen hinter den einzelnen Einheiten und den parkenden Zweit- und Drittwägen davor, wirken sie von oben wie ein fein gearbeitetes, gleichmäßig angelegtes Muster, das nur an einigen wenigen Stellen leichte Unregelmäßigkeiten aufweist, die davon herrühren, dass doch noch nicht alle Nachbarn drei Autos ihr Eigen nennen und der eine oder andere auf den Bau eines Pools bislang ver-

zichtet hat. Die dichte Bebauung am Ortsrand verhindert nicht bloß den freien Blick auf ganze Teile des Wohngebiets, sondern auch auf genau jenes Haus, in dem einst mein Onkel und meine Tante wohnten und das heute ziemlich verwahrloßt und halb verfallen zwischen lauter Neubauten ein wenig attraktives Aussehen zur Schau stellt. Beide sind sie längst verstorben, meine Tante früh, mein Onkel als betagter Mann, der eines Tages nicht mehr vor seinem Haus erschien und ein beherzter Nachbar Nachschau hielt. Zu diesem Zeitpunkt lebte der Onkel noch, zwar stark unterkühlt und fast verdurstet. Ein paar Tage später verstarb er jedoch im Krankenhaus und seither ist es ungewiss, was mit dem kleinen Haus auf dem großen Grundstück passieren wird.

Im Haus selbst hängen auch heute noch jene schweren, samtroten Vorhänge im Schlafzimmer, die mir damals anzeigten, ob sich meine Tante bereits zum Schlafen niedergelegt hatte oder nicht. Denn wenn sie Ruhe und Erholung in ihrem Bett suchte, schloss sie diese ganz fest, sodass kaum Tageslicht hindurchdrang und das Zimmer auch im Hochsommer in eine düstere Höhle verwandelte, in der sie sich regelmäßig verkroch, die Außenwelt vergaß und für niemanden ansprechbar war. In diesem Zustand durfte sie in keinem Fall gestört werden. Nur mein Onkel durfte sie dann, ganz behutsam und sachte in ihrem Zimmer aufsuchen, um zu erkunden, wie es ihr denn ging und ob sie in absehbarer Zeit wieder ihr Bett verlassen wollte. Heute sind die Vorhänge jedoch längst nicht mehr rot, denn ihre aktuelle Farbe lässt einen eher vermuten, dass diese einst braun gewesen sein mussten. Doch der direkte Blick dorthin ist durch die rege Bautätigkeit längst verstellt und man kann aus einem sehr experimentell anmutenden Winkel mehr raten als erkennen, ob man denn das besagte Fenster nun sieht oder nicht.

Das Fenster und die Vorhänge waren nicht immer das einfachste Mittel, um herausfinden zu können, ob's der Tante gut ging und sie im Haus zugange war. Bevor nämlich Onkel und Tante mit dem Wenigen,

das sie hatten, beschlossen, auf der geerbten Wiese ein eigenes Haus zu bauen, wohnten sie unweit am elterlichen Hof. Dort hatten sie, aber erst nachdem sie geheiratet hatten, ein großes, gemeinsames Schlafzimmer, nur sonst nichts Eigenes. Das Bad, die Toiletten, die Küche, einfach alles mussten sie teilen. Nicht nur mit ihren Eltern, sondern zudem auch mit ihren vier Brüdern, die allesamt jünger waren und damit wohl noch länger auf dem Hof bleiben würden. Das störte soweit niemanden, außer die Tante. Diese forderte ständig und vehement mehr Freiraum für sich ein, obwohl allen, und wohl auch ihr, klar war, dass sie die Erste sein würde, die ihr vorzeitiges Erbe antreten und mit ihrem Mann ein Wohnhaus errichten würde. Die Brüder waren untertags nicht zu sehen. Sie gingen ihrer Wege. Zwei waren selbst zu Bauern geworden und hatten Felder zu bestellen und Vieh zu versorgen, der Vorzeigesohn war zum Studieren in die Hauptstadt geschickt worden und der vierte soff sich schon in jungen Jahren zugrunde, sodass er frühzeitig in ein Heim für betreutes Wohnen gesteckt wurde, von dem man hoffte, dass es ihn nicht so schnell wieder in die Freiheit und zu seinen Kumpanen entlassen würde.

So war die Familiensituation meiner Tante, wie ich sie kennengelernt und einen Sommer lang selbst am Leib erfahren hatte. Mein Onkel spielte, wohl wie immer, keine oder nur eine ganz kleine Rolle in dieser Familie. Er verschwand tagtäglich sehr früh aus dem Haus, zur gleichen Zeit, wenn die anderen morgens in den Stall gingen, um die Tiere zu versorgen, die dann meist schon laut und eindringlich zu rufen begonnen hatten, ging flink die kurze Strecke hinüber zum Zug und nach einer kurzen Fahrt weiter ins Büro. Am Abend tauchte er mit einem der vielen Pendlerzüge wieder auf und sah ganz frohgemut den anderen zu, wie sie, einer nach dem anderen, im Haus nach getaner Arbeit wieder eintrafen und sich anschließend ordentlich wuschen, bevor sie zum gemeinsamen Abendessen in der Küche erschienen. Die Funktion meiner Tante war, sich um das Essen, das Einkaufen und das

Kochen zu sorgen. Da sie sich letztlich aber niemals darum kümmerte, sondern sich dafür lieber über Stunden in ihrem Zimmer einsperrte und auf kein Rufen oder gar Bitten reagierte, übernahm schließlich die Magd diese Arbeiten. Diese schickte am Vormittag einen der verfügbaren Buben zum Einkaufen und kochte und putzte zwischendurch. Ganz so, wie es eben ging, mal einfacher, mal gründlicher. Nur ich wurde dazu nie herangezogen. Ich blieb bei diesem Ganzen außen vor. Lange dachte ich, dass ich einfach noch zu jung dafür wäre, um Einkäufe zuverlässig zu erledigen. Bald aber bemerkte ich, dass auch Gleichaltrige hin und wieder zum Zug kamen, geschickt und dafür auch belohnt wurden. Aber vielleicht lag dieser Umstand daran, dass ich hier zu Gast war und die Magd mich in jene Gruppe einordnete, die gekommen war, um sich zu erholen und damit zum Nichtstun verurteilt wurde.

Ganz richtig wäre die Magd mit dieser Einschätzung nicht gelegen, aber zudem auch nicht ganz falsch. Richtig war, dass mich meine Eltern regelmäßig zu Onkel und Tante in die Ferien verschickten, weil sowohl mein Vater als auch meine Mutter berufstätig waren und über deutlich weniger Freizeit verfügten als ich. Die beiden waren jedoch zu dieser Zeit noch ohne Kinder, die Tante zudem weder berufstätig noch auf dem Hof wirklich unabhkömmlich. Daraus schlossen meine Eltern, ich könne doch einen größeren Teil meiner Sommerferien dort verbringen, auf dem Hof ein wenig mithelfen, mich mit den Kindern der Umgebung anfreunden und so Spielkameraden finden, mit denen ich über die Wiesen und Felder tollen konnte.

Letzteres fiel mir leicht, denn ich hatte unglaublich viel Zeit für mich und alles was noch kommen konnte. Nachdem ich morgens aufgestanden war, stellte mir meine Tante wortlos einen Krug Milch hin, dazu eine der vielen angeschlagenen Tassen und strich mir ein Butterbrot. Wenn sie sich um zweiteres kümmerte, wusste ich, dass die Chancen auf einen guten Tag gar nicht schlecht standen. Denn dann

begann die Tante neben mir eine Liste für den Einkauf zu schreiben. Ich verzehrte das Brot, trank die Milch bis auf den letzten Schluck und sah ihr zu, wie sie mit ihrer ungelinken Schrift und der mangelhaften Rechtschreibung die Einkaufsliste aufsetzte, genau so, als würde es sich um ein hochheiliges Schriftstück handeln, das ganz besonderer Aufmerksamkeit und Hingabe bedurfte. Manchmal stand sie dabei auf, hielt sich den Stift an die Lippen, hob den Kopf und ging nach langem Überlegen in die Speisekammer, um sich anschließend wieder an das Schreiben zu machen. Hatte sie hingegen keinen guten Tag, was deutlich öfter vorkam, blieb sie stumm neben mir sitzen, starrte ein wenig auf das Wachstischtuch, den Milchkrug und die offene Butter und schien ruhelos etwas zu suchen, woran sie ihren Blick festmachen konnte. Hatte sie schließlich dieses Etwas gefunden, starrte sie schier endlos auf genau diesen Punkt, der sich nach langem Suchen schließlich doch immer wieder ergab und blieb, wie zur Säule erstarrt, noch weiter am Tisch sitzen, während ich mich aus den sich für sie scheinbar ergebenden Verstrickungen befreite, die meine Tante wie gefangen hielten. Wie lange sie dann dort saß und weder vor noch zurück konnte, um schließlich den steilen und mühsamen Weg in ihr Schlafzimmer anzutreten, wusste ich nie zu sagen. Die Konsequenz daraus war, dass dann eben die Magd einsprang, kurzerhand alle Hebel in Bewegung setzte und sich flink, wie mit großer Leichtigkeit, um alles Weitere kümmerte.

Ich schlüpfte dann geräuschlos aus dem Haus und verzog mich in den alten Gemüsegarten, der auf diesem Hof in jeder Hinsicht so gut gedieh, dass man sich allein beim Durchstreifen leicht an das Paradies auf Erden erinnert fühlen konnte. Angelegt war er wie viele der damaligen Bauerngärten. Umrandet von einer Vielzahl an blühenden Staudengewächsen und bunten Blumen, zogen sich zur Mitte hin eine Reihe von lockeren Furchen, in denen, abwechselnd gesetzt, die Gemüsepflanzen wuchsen. Ganz in der Mitte befanden sich schließlich eine Vielzahl an Kräutern, manche davon blühten abwechselnd den

halben Sommer über. Für mich jedenfalls war dieser Platz ein wirklicher Garten Eden. Die wenigsten Pflanzen bekamen ein Übermaß an Aufmerksamkeit und trotzdem wuchsen alle gleich gut und so üppig, dass mein vormittäglicher Ausflug zu den Tomatenstauden und den weit aufgerichteten Karotten nicht weiter ins Gewicht fiel und ich an vielen Tagen nicht einmal annähernd das essen konnte, was seit meinem letzten Aufenthalt nachgewachsen war.

Vom Garten aus sah ich zudem hinaus auf den anliegenden Feldweg, der von der nächsten Siedlung kommend, parallel zu den Bahngleisen nach Osten führte. Dort waren, in einiger Entfernung zum Hof, ein paar Neubauten entstanden, in denen sich Familien mit Kindern in meinem Alter niedergelassen hatten. Und diese radelten am Vormittag über den Feldweg hin und her und winkten mir jedes Mal zu, wenn ich rechtzeitig unter einer Gemüsestaude hervorlugte und dann freudestrahlend zurückwinkte. Eines Vormittags aber blieben die Kinder im Vorbeiradeln stehen. Es waren zwei Brüder, die sich überhaupt nicht ähnlich sahen, und die von mir deshalb lange als solche nicht erkannt wurden sowie ein Mädchen aus der Nachbarschaft, das man ob ihrer ungezügelten und offen zur Schau gestellten Wildheit für einen Buben hätte halten können. Die langen blonden Haare, die damals unter den Knaben am Land nicht sehr verbreitet waren, ließen einen aber automatisch darüber nachdenken, ob dieser vermeintliche Bub nicht doch ein Mädchen wäre.

Gleich beim ersten Kennenlernen nahmen mich die drei mit und, für die restlichen Wochen meiner Ferien, auf in ihren Freundeskreis, der zumindest während der freien Sommertage überwiegend aus ihnen, und ab nun auch aus mir, bestand. Die drei wohnten, Zaun an Zaun, keine 500 Meter vom Hof meiner Tante entfernt. Die Tante schlief wieder einmal fest, vom Tageslicht dicht abgeschirmt, in ihrem verdunkelten Zimmer und schon länger drang kein Laut heraus. Manchmal hörte man sie ein wenig rumoren, ohne dass ich die Geräu-

sche eindeutig hätte zuordnen können, an anderen Tagen sprach sie laut mit sich selbst, ganz so, als müsste sie ihre Situation jemandem mitteilen, der momentan gerade nicht verfügbar war. In diesem Augenblick war somit keiner anwesend, der mir hätte verbieten können, den Garten zu verlassen und einfach mit meinen neuen Freunden mitzugehen. Also setzte ich mich auf den Gepäckträger des größten der drei Fahrräder und freute mich, augenblicklich die furchtbare Langeweile hinter mir zu lassen und neugierig in ein unbekanntes, vor mir sich gerade ausbreitendes Abenteuer aufzubrechen. Die Zeit, die mit dem Beginn dieser Freundschaften für mich anbrach, war eine, die schöner im Leben eines Buben nicht hätte sein können. Jeden Tag galt es, neue Ecken der Ortschaft zu entdecken und die Ortschaft gab für ein mutiges Entdeckerleben überraschenderweise zudem einiges her. Am seicht dahinplätschernden Bach, der hinter dem Siedlungsrand im Osten verlief, konnte man mit dem bei höherem Wasserstand reichlich angelandeten Schwemmh Holz fantastische Biberdämme bauen, um anschließend hinter den aufgestauten Wasserflächen auf fest zusammengebundenen Flößen quasi über die neu erschaffenen Meere zu fahren. Vorbeikommende Spaziergänger konnte man durch verstellte Rufe aus dem verwachsenen, undurchsichtigen Bachufer überraschen oder, je nach Laune des Tages, auch kichernder Weise irritieren. Und manchmal reichte uns Kindern auch das Vorhaben, dort, im kühlen Wasser, einfach nur baden zu gehen und uns die Haut von der heißen Sommersonne bräunen zu lassen, sodass die Eltern nach den Ferien den Eindruck haben mussten, dass ihr Kind gut erholt, bestens gelaunt und sonnenegerbt wieder nach Hause kam.

Ab diesem Zeitpunkt hatten für mich die richtigen Ferien begonnen. Ich war morgens und abends im Haus anwesend, zur Heuernte half ich den Arbeitern auf den Feldern und steuerte den Traktor im Schritttempo über die endlosen Wiesen immer stur geradeaus, aber ansonsten gab es für mich ausschließlich Abenteuer pur. Das schien

auch meine Tante zu freuen, da sie sich offensichtlich keine Gedanken darüber machen musste, wie sie mich durch den Tag bringen sollte, und ich befreite sie mit meiner Eigenständigkeit anscheinend von einer schweren Last, die ohnehin nie vorhanden gewesen war.

So vergingen die Tage und die Wochen. Am Abend des letzten Ferientages verkündete meine Tante, dass ich in den kommenden Ferien noch um einiges mehr Spaß haben könnte, denn seit wenigen Wochen wusste sie bereits um ihre Schwangerschaft und fand den Zeitpunkt für gekommen, mir die Geburt meines neuen Cousins anzukündigen. Wenn ich also in einem Jahr wiederkäme, würde die Zeit mit dem Kleinen in der Familie um einiges schneller und noch viel abwechslungsreicher vergehen, meinte sie. Einen Namen würde es für den tapferen Buben auch schon geben, der sei aber noch eine Überraschung und ich müsse mich geduldig zeigen, wenn ich diesen erfahren wollte. Vor reiner Glückseligkeit strahlend stand sie, meine Reaktion abwartend, vor mir und hoffte wohl auf einen lauten Aufschrei der Freude oder gar auf die Wände durchdringende Jubelrufe. Ich aber starrte die Tante an und wusste nicht, was ich sagen sollte. Welchen Namen sie für das Kind vorgesehen hatte, interessierte mich in diesem Alter nur am Rande. Schließlich sagte ich, dass ich das toll fände und ich wusste, dass diese rasche Reaktion die pure Lüge war. Meine Felle, die ich den Sommer über mit großer Freude an mich gebracht hatte, sah ich plötzlich unaufhaltsam davonschwimmen. Nie mehr würde ich hierher kommen wollen und dafür lieber in eines jener Ferienlager ziehen, von denen meine größere Schwester regelmäßig mit Heimweh im Bauch und tief verheultem Gesicht nach Hause kam. Denn das war mit Sicherheit das geringere Übel, mit dem man die Sommermonate verbringen konnte. Was sollte ich hier, fragte ich mich, wenn ein Baby in die Familie von Onkel und Tante einziehen sollte, das dann vom Morgen bis zum Abend Betreuung brauchte, sich ständig aufgeregert und mitteilhaft in den Mittelpunkt reklamierte und genau dann nicht schlafen wollte,

wenn seine Eltern dieses für das Kind vorsahen? Genau solche Zustände kannte ich zur Genüge aus dem Umkreis meiner Schulkameraden. Alle, die in ihrem noch so jungen Leben von ihren Eltern mit einem kleinen Geschwisterchen belohnt worden waren, wurden letztlich mit ebendiesem tagtäglich bestraft. Kleiner Nachwuchs, große Last, hätte ich dazu gerne in jenem Kalender mit lauter schlaun Sprüchen gelesen, den ich regelmäßig von meinen Großeltern zum Geburtstag geschenkt bekam und davon mittlerweile sprichwörtlich einige auf Lager hatte.

Schließlich waren dann auch der Koffer und die Taschen gepackt und am Tag darauf sollte mich frühmorgens mein, die Ferien über sonst unsichtbarer, Onkel zum Zug bringen, in einen der durchfahrenden Waggonen setzen und den Schaffner bitten, darauf zu achten, dass ich bei der Endhaltestelle ausreichend Hilfe bekam, um mit all dem Gepäck rechtzeitig aussteigen zu können. Bevor der Zug abfuhr, vergewisserte ich mich, dass ich für die lange Fahrt alles Notwendige in Reichweite hatte, und ich bedankte mich noch rasch und vielleicht ein wenig zu überschwänglich für die schönen Ferien. Daraufhin strahlte mein Onkel über das ganze Gesicht, ganz so, als hätte ihn diese unverhofft aufkommende Freude zumindest ein wenig überrascht, und er konnte, erleichtert über diesen positiven Abschluss, wieder nach Hause gehen. Mein Entschluss aber stand fest. Es würde noch im Herbst Abschiedsbriefe an meine neuen Freunde geben, in denen ich mich für immer und ewig von ihnen verabschiedete. Ich würde meine ewige Freundschaft, vielleicht sogar meine immerwährende Blutsbrüderschaft schwören, aber ab nun nicht mehr hierher zurückkommen können. Das wäre leider mein schwer zu ertragendes Schicksal, dem ich mich auf dem Weg vom Kind zu einem richtigen Mann von Charakter eben tapfer stellen müsste, dachte ich.

Ganz so kam es leider nicht. Denn bald nach den ersten Tagen im September begann wieder die Schule und damit der sogenannte Ernst des Lebens, wie ihn manche dort, im Leben nämlich, immer